

Einleitender Kurzvortrag zur Eröffnung der Paneldiskussion anlässlich der Filmpremière des Dokumentarfilms „La Maladie du Démon“ von Lilith Kugler

Liebe Frau Dietrich, liebe Frau Kugler, lieber Herr Pfarrer Guitanga,
lieber Herr Schmid, verehrtes Publikum,

ich denke, wir alle stehen noch unter dem Eindruck der bedrückenden und zugleich bewegenden Dokumentation „La Maladie du Démon“, und man kann der Regisseurin, dem Filmteam, allen Beteiligten sowie dem Freundeskreis Yenfaabima, den Sie lieber Herr Guitanga aufgebaut und begründet haben, nur danken für diese berührenden Bilder. Jeder von uns kann sich vorstellen, welche Mühe es gekostet haben mag, nicht nur diesen Film mit einem bescheidenen Etat vor Ort zu drehen, sondern auch das Vertrauen aller Beteiligten zu gewinnen.

Er führt in eine Welt, die von der unseren scheinbar weit entfernt ist – und vielleicht doch nicht so weit entfernt ist, wie wir glauben möchten. Psychische Erkrankungen als Strafe, als magischen Zauber, als Besessenheit von Dämonen und Hexen zu sehen, hat auch in der abendländischen Kultur eine lange Tradition. Wir müssen gar nicht erst ins Mittelalter zurückblicken, noch im 18. und 19. Jahrhundert wurden psychisch Kranke ausgegrenzt, grausamen Internierungen und Schockbehandlungen unterworfen, wobei archaische Ängste vor dem Unheimlichen und Bedrohlichen dieser Erkrankungen eine wichtige Rolle spielten. So wurden die Patienten selbst dämonisiert, anstatt ihnen im Umgang mit ihren inneren Schrecken, Phantasien und quälenden Gefühlen zu helfen. Die Methoden der „Teufelsaustreiber“ und Behandler spielten dabei mit den schreckenerregenden inneren Figuren zusammen, so dass viele dieser Patienten immer weiter in den Teufelskreis von Verfolgung, Bestrafung und Ausgrenzung hinein gerieten. Bereits in der griechischen und römischen Antike wurde die Epilepsie als „Morbus sacer“ – als „heilige Krankheit“ - bezeichnet, wobei die Vorstellung eine Rolle spielte, dass diese Kranken von göttlichen oder dämonischen Mächten besessen waren.

Durch die moderne Forschung hat sich unsere Vorstellung von den Krankheitsursachen zwar grundsätzlich geändert. Doch hat die Einführung wissenschaftlich begründeter Behandlungsmethoden nicht immer zu einer Entstigmatisierung psychisch Kranker geführt. Erinnern

wir uns nur daran, dass auch hier in Deutschland namhafte psychiatrische Institutionen, wie zum Beispiel die psychiatrischen Universitätskliniken in Würzburg und Heidelberg, während des Dritten Reiches an der systematischen Ermordung psychisch Erkrankter beteiligt waren. Unter dem Begriff des „unwerten Lebens“ und der „Volksgesundheit“ wurden bis zum Ende des Naziregimes mehr als 200.000 Patienten getötet und etwa 400.000 zwangssterilisiert, darunter auch viele Epileptiker und sogar Kinder. Die systematische Aufarbeitung dieser Verbrechen hat hierzulande sehr lange gedauert und wurde über viele Jahrzehnte hinweg verdrängt und unterdrückt.

Was uns der berührende Film aus Burkina Faso vor Augen führt, ist also nur ein Ausschnitt eines umfassenderen Problems, wie es natürlich auch in anderen Regionen, die sich eine umfassende psychiatrische und psychotherapeutische Versorgung nicht leisten können, anzutreffen ist – so etwa in vielen anderen afrikanischen Ländern, auf Madagaskar, in Südostasien oder in manchen Regionen Südamerikas, wo magische Praktiken tief verwurzelt oder esoterische Überzeugungen z.T. sogar wieder auf dem Vormarsch sind, wie z.B. im Voodoo-Zauber oder in manchen fundamentalistischen evangelikalen Strömungen. Diese Welten sind durch eine strenge Aufspaltung in Gut und Böse, in idealisierte und verfolgende Figuren gekennzeichnet, vor denen nur die ein erlösender Glaube oder die Unterwerfung unter eine machtvolle Autorität Schutz gewährt.

Aber auch hier bei uns sind solche Praktiken nicht unbekannt. Ich erinnere nur an die Pädagogikstudentin Anneliese Michel, die unter Verfolgungsideen, schweren Depressionen einer psychogenen Epilepsie und ausgeprägten Magersucht litt, und am 1. Juli 1976 in Klingenberg am Main verstarb, nachdem an ihr mehr als 60 Sitzungen des „großen Exorzismus“ durchgeführt worden waren. Die tief religiösen Eltern hatten eine psychiatrische Behandlung bis zum Schluss verweigert und teilten mit dem hinzugerufenen Priester die Überzeugung, dass ihre Tochter von Dämonen besessen war. Gegen die Exorzisten, den zuständigen Bischof und die Eltern der Patientin wurde später Anklage erhoben.

Natürlich sind dies Einzelfälle, aber die Hinwendung zu magischen Praktiken der Reinigung, Läuterung und Bekehrung, zur Ausübung von Zwang findet auch heute noch nicht nur in religiösen Gruppen, sondern auch in sektenähnlichen weltlichen Organisationen und totalitären Verhältnissen eine gewisse Verbreitung. Man denke nur an die Zwangspsychiatisierung von Dissidenten und politisch unliebsamen Personen.

Demgegenüber vertritt der Film Lilith Kuglers eine zutiefst humane Überzeugung. Er zeigt, wie der Respekt gegenüber den Menschen und ihrer Not zu einer „Entdämonisierung“ ihrer Krankheit führt, ohne die Traditionen und religiösen Überzeugungen ihrer Umgebung zu ignorieren. Nur dadurch kann eine breitere gesellschaftliche Akzeptanz von sozialpsychiatrischen und psychotherapeutischen Angeboten erreicht werden. Und wie wir sehen konnten, findet das Angebot des Freundeskreises Yenfaabima wachsende Nachfrage und hat die Präsentation des Films vor Ort, aber auch anderswo, bereits selbst aufklärerisch gewirkt. Denn die Verordnung von Medikamenten allein ist nicht genug. Auch Medikamente können zur bloßen „Ruhigstellung“ verwendet und dadurch zur Fessel werden. Sie machen erst dann Sinn, wenn man mit den Patienten und ihren Angehörigen ins Gespräch kommt, den Gesprächsfaden, wie schwierig es auch immer sein, nicht abreißen lässt, wovon der psychiatrische Pfleger, der im Film zu Wort kommt, ein beredtes Zeugnis ablegt. Er sagt, es mache ihm nicht so viel aus, wenn ihn seine Patienten gelegentlich auch beschimpfen oder beleidigen. Er wolle ihnen helfen und verstehen, was in ihnen vorgeht. Erst durch diesen Respekt, diese Aufgeschlossenheit und dieses lebendige Interesse gewinnen wir die menschliche Dimension psychiatrischer und psychotherapeutischer Behandlung zurück, statt die Patienten auszugrenzen und uns vor „Ansteckung“ zu fürchten.

Es ist vielleicht bezeichnend, dass in manchen westafrikanischen Regionen kaum Angst vor der hochansteckenden und meist tödlich verlaufenden Infektion durch den Ebola-Virus besteht, psychische Erkrankungen aber als bedrohlich wahrgenommen werden. Wir finden dies auch in unserer eigenen kulturellen Tradition, etwa in der Angst vor dem „bösen Blick“. Natürlich werden wir affiziert, wenn wir uns der inneren Welt unserer Patienten öffnen, uns ihren quälenden Sorgen nähern. Aber ich vermute, dass solche Ängste letztlich Ausdruck für etwas sind, was uns tief in unserem Inneren selbst Angst macht, unbewusste Phantasien von Verfolgung, Destruktivität und Allmacht. Wir brauchen nur in die Märchen zu schauen, die uns als Kinder tief beeindruckt haben, oder auch in die Horror- und Fictionszenarien unserer modernen medialen Welt, die uns mit Schauern und Faszination erfüllen. Sie beunruhigen uns nicht sonderlich, solange sie gut ausgehen, wir sie von der Wirklichkeit unterscheiden können und uns nicht eingestehen müssen, dass es eigentlich unsere eigenen inneren Bilder sind. Denn was ist eine psychische Erkrankung letztlich anderes als ein langer Traum oder ein Albtraum, aus dem wir nicht erwachen können? Die Unerschrockenheit des Pflegers und das Mitgefühl von Pastor Guitanga, der sagt, er müsse manchmal weinen, wenn er die Angeketteten sieht, vermitteln etwas von der lebendigen Zuwendung und

wirklichen Aufgeschlossenheit einer psychotherapeutischen Haltung, von der ich meine, dass diese mindestens genauso wichtig ist, wie die Gabe der richtigen Medikamente.

Burkina Faso liegt nicht so weit von uns entfernt, sagte ich zu Beginn meines kurzen Beitrags. Und in der Tat hat Lilith Kuglers Film eine besondere Aktualität in einer Zeit, in der wir durch Migration und Flucht täglich Menschen begegnen, die ihre eigenen Geister und Dämonen - ihre „djinnns“ – zu uns mitbringen. Ich betrachte es als eine zentrale Aufgabe für uns alle, diese Menschen bei uns aufzunehmen, ihrer Herkunft und ihren Kulturen offen zu begegnen und sie nicht schon wieder zu dämonisieren, wie wir es allzu leicht gegenüber allem „Fremden“ und Unbekannten tun. In diesem Sinne spannt Lilith Kuglers Film einen viel weiteren Horizont, indem er uns zu verstehen gibt, dass die Krankheit der Dämonisierung tatsächlich nicht nur ein Aberglaube in einem fernen westafrikanischen Land, sondern tatsächlich auch unsere eigene potentielle psychische Krankheit ist.

Stuttgart, den 9.10.2019